

Nr. 254. Bromberg, den 21. November 1928.

Selma Lagerlöf siebzig Jahre.

Zum 20. November 1928.

Die Dichterin und ihr Werk.

Von Josef Kliche.

Selma Lagerlöf, Schwedens größte Dichterin, ist, obwohl fest verwurzelt mit Sitten, Sagen und Bräuchen ihrer Heimat, im Laufe der Jahrzehnte zu einer viel gefeierten Schriftstellerin von Weltrang geworden. Ja, gerade aus ihrer engen Verbundenheit mit der heimischen Vorzeit, mit dem Dämonischen, dem Spukhaften reifte Selma Lagerlöf zu jener auf hoher Warte stehenden literarischen Persönlichkeit, die insbesondere in Deutschland eine weitverbreitete Lesergemeinde gewonnen hat.

Selma Lagerlöf wurde 1858 auf dem großen schönen Gutshof Marbacka in Värmland geboren; demselben, dem sie in einem ihrer Bücher ein freundliches Denkmal gesetzt hat. Sie bereitete sich auf das Lehrerinnenexamen vor, das sie in Stockholm bestand, worauf sie dann in dem Städtchen Landskrona längere Zeit als Lehrerin an einer Mädchenschule wirkte. Hier schon versuchte sie es nebenbei mit kleineren Erzählungen und Gedichten, die bei kundigen Freunden infolge ihrer Originalität auffielen. Durch vielfache private Anerkennung gestärkt, arbeitete die junge Lehrerin an ihren literarischen Studien fleißig weiter, und als 1890 eine Stockholmer Frauenzeitschrift ein Preisausschreiben für Novellen erließ, da war es die Lehrerin Selma Lagerlöf aus Landskrona, die den ersten Preis davontrug. Die Geschichte aber, die sie geschrieben hatte und die nun bald ihren Namen durch alle Lande tragen sollte, hieß „Gösta Berling“.

Diese „Gösta Berling Saga“ hat damals in Schweden wie im Auslande außerordentliches Aufsehen erregt. Aus einem alten Stoffe hatte die begnadete Künstlerin die romantische Figur des verfemten Pfarrers und Trinkers Gösta Berling geformt; hatte diese hineingestellt in ein Milieu, das voller blühendster Phantastik war und in dem Natur und Menschen früherer Zeiten aufs wirkungsvollste verlebendigt wurden. Seen, Wälder, Trinkgelage, die Frauengestalten des värmländischen Adels: alles war meisterhaft gezeichnet. Vierzig Jahre sind bald vergangen, seit der „Gösta-Berling“-Roman erstand und immer mehr fühlt man, daß dieses Werk bestes schwedisches Klassikergut werden wird. Dieser durch die Dichterin Selma Lagerlöf geformte Pfarrer, Träumer und Trunkenbold wird vielleicht Jahrhunderte überdauern.

Der große Erfolg mit „Gösta Berling“ verschaffte der Lehrerin aus Landskrona bald ein Stipendium, was sie zu Reisen in Italien und im Orient ausnutzte. An das erstere Land erinnert der ins Sozialistische schlagende Roman „Das Wunder des Antichrist“, an den Orient der bedeutsame Roman „Jerusalem“. In diesem läßt sie eine in Sehnsucht geratene Bauerngemeinde aus Darlekarlien nach Jerusalem auswandern. Wunderbar ist vieles in diesem Buche. Die nordische Schwermut, der Fanatismus, dann wieder die glühenden Farben des Morgenlandes und mittendrin das Unstete, das Sinnen und Denken der schwedischen Bauern, bis dann das große Heimweh siegt und der kalte Norden doch als die rechte Heimat erkannt wird. Neben „Gösta Berling“ darf der Roman „Jerusalem“ als das bedeutendste Buch der Lagerlöf bezeichnet werden.

Der starke Reichtum an Farbe, Stimmung, Phantasie, der in den beiden Hauptwerken verstreut liegt, ist zwar nicht in jedem anderen ihrer vielen Bücher in solcher Fülle anzutreffen, dennoch: sagenverwobene romantische Wirklichkeit, stark und bildhaft geschaffen, findet sich auch dort. So in „Nils Holgersens wunderbarer Reise mit den Wildgänsen“, wo es so phantastisch und märchenhaft zugeht, daß man dieses Jugendbuch nur immer wieder empfehlen möchte; so ist in dem schönen Heimatroman „Herrn Arnes Schatz“ und in diesem und jenem anderen ihrer inhaltreichen Bücher. Märchen und Sage der Vorzeit vermischen sich jeweils mit den Wirklichkeitsdingen der Gegenwart. Welch ein Reichtum an Empfindung und schwedischer Seele rankt sich um die Schöpferin dieser Bücher!

Wie schon bemerkt, ist das Schaffen Selma Lagerlöfs durch alle Kulturlande gezogen. Und so blieben auch die offiziellen Ehrungen nicht aus. Im nächsten Jahr sind es zwei Jahrzehnte her, seit ihr Dichtertum mit dem Nobelpreis gekrönt wurde und 1914 wurde sie als erste Frau Mitglied der schwedischen Akademie. Allgemein hatte man erkannt, daß dem schwedischen Land, dem schwedischen Volkstum keine so tief ins Herz geschaut hatte wie sie. Uns Deutschen steht ihre Kunst wohl besonders nahe. Und auch die religiöse Grübelei und der doch nie ausbleibende Humor sind uns nicht fremd. Und darum wird es auch sein, daß der Dichterin außer ihrem Heimatlande in diesen Tagen am meisten bei uns gedacht wird.

Durch den finanziellen Erfolg ihres Schaffens ist Selma Lagerlöf instand gesetzt worden, das alte seinerzeit durch die Familie veräußerte Gut Marbacka wieder zu erwerben und prunkvoll herzurichten. Wie in ihren Kinderjahren geht sie nun dort wieder im Schatten der Sage umher und treibt ein wenig Landwirtschaft und lebt darüber hinaus noch immer ihrem literarischen Schaffen. Eine gütige, von der Nachbarbevölkerung hochverehrte Frau, eine von der europäischen Kulturwelt gefeierte Dichterin. Ein wertvoller Mensch.

Die Frauen um „Gösta Berling“.

Von Käthe Bruns.

Nehmen wir zur Feier von Selma Lagerlöfs 70. Geburtstag ihren „Gösta Berling“ aus dem Bücherschrank, blättern darin, beginnen hier und da zu lesen — immer stärker gefesselt, immer atemloser, trotzdem wir die Geschehnisse längst kennen. Das erste Buch, das uns die bedeutendste heut lebende Dichterin vor mehr als 40 Jahren geschenkt hat, wird in seiner starken nationalen Kraft von keinem ihrer späteren Werke erreicht.

Der Mann, der als Mittelpunkt in diesem Kranz von Sagen steht, ist jung und schön, begabt, leichtsinnig, schwach von Charakter. Gerade deswegen vielleicht der Liebling aller Frauen, die seinen Weg kreuzen, mögen sie jung oder alt sein.

In jenem denkwürdigen Winter regieren die „Kavaliere“ auf Ekeby, lauter gestrandete Existenzen, ihr Anführer bei allen übermütigen Streichen: Gösta Berling. Drei schöne junge Frauen entführt er hintereinander, und trotzdem er selbst für Frauenschönheit nur allzu empfänglich ist, findet durch seinen Einfluß jede der drei auf den Pfad der Tugend und Pflicht zurück. Zu Anna Stjärnhök, der reichen Erbin, die ihren mittellosen Bräutigam verlassen hat, spricht er: „Anna, du hättest mich zum Menschen machen können, aber ich darf dich nicht behalten. Bist du das Weib, für das ich dich hielt, so beherrsche dich.“ Da schämt sie sich ihrer Selbstsucht, bringt das Opfer, um in den Augen des Geliebten groß und edel zu scheinen und ringt sich durch zu reiner Güte.

Die andere junge Schönheit, Marianne Sinclair, leidet unter dem Geist eisiger Selbstkritik, der sie beherrscht. Sie vermag alles nur aus zweiter Hand zu erleben, bis die Liebe zu Gösta und die Verzweiflung über seinen Verlust echtes starkes Gefühl bei ihr erwecken. Auch nachdem ihre Schönheit durch die Pocken zerstört ist, wird sie von vielen geliebt, vermag zu beglücken und selbst glücklich zu werden.

Eine rührende Episode ist Ebba Dohna. Ein noch kaum zum Weib erwachtes Kind, in einer Traumwelt lebend, mit etwas verschwommenen Weltbeglückungsplänen. Gösta, der von ihr geliebte, soll ihr helfen, das Reich Christi auf Erden aufzurichten. Als sie erfährt, daß er nichts ist als ein Lump, ein wegen Trunksucht abgesetzter Prediger, gibt sie sich selbst den Tod. Göstas Schweigen ist seine tragische Schuld, und durch diese Schuld kommt später die erste Trübung in sein reines Freundschaftsverhältnis zu Ebbas Schwägerin Elisabeth Dohna. Sie ist die weibliche Heldin des Buches, ideal veranlagt, unschuldig, um einer eingebildeten Sünde sich mit Selbstvorwürfen quälend. Die Gudrunsage klingt an: Elisabeth wird von ihrer bösen Schwiegermutter zur Magd erniedrigt, wird unschuldig von ihrem Mann verstoßen, um nach Jahren des Leids schließlich Göstas Frau zu werden. — Selma Lagerlöf hat viel später in ihrem Buch „Das Heilige Leben“ in der jungen Pastorin noch einmal eine ganz ähnliche Figur mit ähnlichem Schicksal geschaffen und daneben eine andere: Die Majorin. Sie steht mit beiden Füßen im schaffenden Leben, der Mittelpunkt eines großen Kreises, geehrt, geliebt, respektiert. Es ist die großartigste Szene des Buches ,in der sie inmitten einer Gästeschar, auf dem Höhepunkt des Festes, sich stolz und frei dazu bekennt, einen Geliebten gehabt zu haben. Mit Schimpf und Schande jagt ihr Mann sie aus dem Hause. Was ihre Kraft bricht, ist nicht etwa das Gefühl einer Schuld — im Gegenteil, sie ist stolz darauf, einem so herrlichen Manne angehört zu haben! Die Kavaliere, die sie mit Wohltaten überhäuft hat, stempeln sie zur Hexe, und die Erkenntnis gemeinsten Undanks kann sie nicht überwinden. Groß bleibt sie noch in ihrer tiefsten Erniedrigung: den einzigen Freund, der ihr helfen will, weist sie von sich, damit er um ihretwillen nicht zum Mörder werde.

Ebenso kraftvoll, aber eine Kanaille durch und durch ist eine andere alte Frau, Gräfin Märta Dohna. Ganz 18. Jahrhundert. An allen Höfen hat sie gelebt, geliebt, intriguiert. Als sie nicht mehr durch Liebesgeschichten Sensation in ihr Leben bringen kann, beginnt sie zu ihrer Unterhaltung Menschen zu quälen, bis schließlich die überreizten Nerven nachgeben und gräßliche Halluzinationen ihren Verstand trüben. Die Elsternplage ist Symbol des bösen Gewissens, wie überhaupt Übersinnliches oftmals in die Handlung hineinspukt, und die im Nordland lebendig gebliebenen alten Sagen und Aberglauben. Sicherlich glaubte man dort vor 100 Jahren noch an Hexen trotz aller Aufgeklärtheit! Im merkwürdigen Widerspruch dazu waren die jungen Frauen der Zeit eines Novalis und Brentano romantisch, sentimental, in Opferwilligkeit schwelgend — und nicht zum wenigsten pietistisch! Dehalb sind uns die Älteren, die Majorin und selbst Gräfin Märta eigentlich sympathischer, denn sie sind Vollmenschen mit starkem Wollen und Vollbringen.

Das Buch gibt noch einen dritten Frauentyp, mit wenigen Strichen gezeichnet, man findet ihn zu allen Zeiten und bei allen Völkern, jedem von uns ist er begegnet: „eine kleine hagere Frau, die mit 50 Jahren schon graue Haare und Runzeln hatte. Sie liebte wie ein Hund, ohne Schläge und Fußtritte zu achten. Sie hatte sich nicht frei entwickeln dürfen, in allem war sie das Werk ihres Mannes“. Es ist die Mutter Marianne Sinclairs, die in aller Schlichtheit der Tochter das große Evangelium der Frau verkündet: „Du mußt dulden lernen, ohne zu hassen, und leiden, ohne dich rächen zu wollen.“

Die Lichtflamme.

Von Selma Lagerlöf.

Anläßlich des 70. Geburtstages Selma Lagerlöfs beginnen wir heute mit dem Abdruck einer der Christuslegenden der Dichterin, die im Verlage Albert Langen, München, erschienen sind. Die Schriftleitung.

I.

Vor vielen, vielen Jahren, als die Stadt Florenz sich vor ganz kurzer Zeit zur Republik gemacht hatte, lebte dort ein Mann, der Raniero di Ranieri hieß. Er war der Sohn eines Waffenschmiedes und hatte seines Vaters Gewerbe erlernt, aber er übte es nicht sonderlich gern aus.

Dieser Raniero war ein sehr starker Mann. Es hieß von ihm, daß er eine schwere Eisenrüstung ebenso leicht trüge wie ein anderer ein Seidenhemd. Er war ein noch junger Mann, aber er hatte schon viele Proben seiner Kraft gezeigt. Einmal war er in einem Hause gewesen, wo sie Korn auf den Dachboden gelegt hatten. Aber es war dort oben zu viel Korn aufgehäuft, und während Raniero sich in dem Hause befand, brach einer der Dachbalken, und das ganze Dach war im Begriff einzustürzen. Da waren alle fortgeeilt bis auf Raniero. Er hatte die Arme emporgereckt und sie gegen das Dach gestemmt, bis die Leute Balken und Pfähle geholt hatten, um es zu stützen.

Es hieß von Raniero auch, daß er der tapferste Mann wäre, den es jemals in Florenz gegeben hätte, und daß er am Kampfe niemals genug haben könnte. Sobald er von der Straße irgend einen Lärm hörte, stürzte er aus der Werkstatt, in der Hoffnung, daß eine Schlägerei entstanden sei, an der er teilnehmen könne. Wenn er nur vom Leder ziehen konnte, kämpfte er ebenso gern mit schlichten Landleuten, wie mit eisengepanzerten Rittern. Er stürzte sich wie ein Rasender in den Kampf, ohne seine Gegner zu zählen.

Nun war Florenz zu dieser Zeit nicht besonders mächtig. Die Bevölkerung bestand zum größten Teil aus Wollspinnern und Tuchwebern, und diese begehrten nichts anderes, als in Frieden ihre Arbeit zu verrichten. Es gab tüchtige Kerle genug, aber sie waren nicht kampflustig, sondern setzten eine Ehre darein, daß in ihrer Stadt bessere Ordnung herrsche als anderswo. Raniero klagte oft darüber, daß er nicht in einem Lande geboren war, wo ein König herrschte, der tapfere Männer um sich scharte, und er sagte, daß er in diesem Falle zu hohen Ehren und Würden gekommen wäre.

Raniero war großsprecherisch und laut, grausam gegen Tiere, hart gegen seine Frau; es war nicht gut mit ihm leben. Er wäre ein schöner Mann gewesen, wenn er nicht quer über das Gesicht mehrere tiefe Narben gehabt hätte, die ihn entstellten. Er war rasch von Entschlüssen, und seine Art zu handeln war groß, wenn auch oft gewaltsam.

Raniero war mit Francesca vermählt, die die Tochter Jacopo degli Ubertis war, eines weisen und mächtigen Mannes. Jacopo hatte sich nicht gern dazu verstanden, seine Tochter einem solchen Raufbold wie Raniero zu geben, sondern er hatte sich der Heirat so lange wie möglich widersetzt. Aber Francesca hatte ihn gezwungen, nachzugeben, indem sie sagte, sie würde niemals einen andern heiraten. Als Jacopo endlich seine Einwilligung gab, sagte er zu Raniero: „Ich glaube erfahren zu haben, daß Männer wie du die Liebe einer Frau leichter gewinnen als behalten, darum will ich dir ein Versprechen abnehmen: wenn meine Tochter bei dir ein so schweres Leben haben sollte, daß sie zu mir zurückkehren will, darfst du sie nicht daran hindern.“ Francesca sagte, es sei unnötig, ihm ein solches Versprechen abzunehmen, denn sie habe Raniero so lieb, daß nichts sie von ihm trennen könne. Aber Raniero gab das Versprechen sogleich. „Dessen kannst du sicher sein, Jacopo“, sagte er, „daß ich nicht versuchen werde, ein Weib zurückzuhalten, das mir entfliehen will“.

Francesca zog nun zu Raniero, und alles zwischen ihnen war gut. Als sie ein paar Wochen verheiratet waren, kam es Raniero in den Sinn, sich im Scheibenschießen zu üben. Er schoß ein paar Tage lang auf eine Tafel, die an einer Mauer hing. Er wurde bald sehr geschickt und traf jedesmal ins Schwarze. Schließlich wollte er jedoch versuchen, nach einem schwereren Ziel zu schießen. Er sah sich nach etwas Geeignetem um, entdeckte aber nichts außer einer Wachtel, die in einem Bauer über der Hoftür saß. Der Vogel gehörte Francesca, und sie hatte ihn sehr lieb, aber Raniero schickte gleichwohl einen Knecht hin, damit er den Käfig öffne, und schoß die Wachtel, als sie sich in die Luft schwang.

Dies däuchte ihn ein guter Schuß, und er rühmte sich seines vor jedem, der es hören wollte.

Als Francesca erfuhr, daß Raniero ihren Vogel totgeschossen hatte, erblaßte sie und sah ihn groß an. Sie

wunderte sich, daß er etwas hatte tun mögen, was ihr Schmerz verursachen mußte. Aber sie verzieh ihm sogleich und liebte ihn wie zuvor.

Wieder ging eine Zeitlang alles gut.

Ranieros Schwiegervater Jacopo war Leinenweber. Er hatte eine große Werkstatt, wo es viel zu tun gab. Raniero glaubte herausgefunden zu haben, daß in Jacopos Werkstatt Hanf in den Flachs gemischt werde, und behielt das nicht für sich, sondern sprach hier und dort in der ganzen Stadt davon. Endlich kam dieses Gerede auch Jacopo zu Ohren, und er suchte ihm sogleich ein Ende zu machen. Er ließ von mehreren andern Leinenwebern sein Garn und seine Gewebe untersuchen, und sie fanden, daß alles der feinste Flachs war. Nur in einem Packen, der außerhalb der Stadt Florenz verkauft werden sollte, fanden sie eine kleine Beimischung. Da sagte Jacopo, daß die Betrügerei ohne sein Wissen und seinen Willen von irgend einem seiner Gesellen begangen worden sein müsse. Er sah jedoch selber ein, daß es ihm schwer fallen würde, die Leute zu bewegen, dies zu glauben. Er hatte immer im Rufe großer Redlichkeit gestanden und empfand es schwer, daß seine Ehre befleckt worden war.

Raniero hingegen brüstete sich, daß es ihm gelungen war, einen Betrug zu entlarven, und prahlte damit, auch wenn Francesca es hörte.

Sie fühlte großen Kummer und zugleich große Verwunderung, wie damals, als er den Vogel totschoß. Während sie noch daran dachte, war es ihr plötzlich, als sähe sie ihre Liebe vor sich, und sie war wie ein großes Stück leuchtenden Goldstoffes. Sie konnte sehen, wie groß die Liebe war und wie schimmernd. Aber aus der einen Ecke war ein Zipfelchen fortgeschnitten, so daß sie nicht mehr so groß und herrlich war, wie anfangs.

Immerhin war sie noch so wenig beschädigt, daß Francesca dachte: Sie wird schon so lange reichen, wie ich lebe. Sie ist so groß, daß sie nie ein Ende nehmen kann.

Wieder verging eine Zeit, in der sie und Raniero ebenso glücklich waren, wie zu Anfang.

Francesca hatte einen Bruder, der Taddeo hieß. Der war auf einer Geschäftsreise in Venedig gewesen, und dort hatte er sich Kleider aus Samt und Seide gekauft. Als er heimkam, ging er herum und prahlte damit, aber in Florenz war es nicht der Brauch, kostbar gekleidet zu gehen, so daß ihrer viele waren, die sich darüber lustig machten.

Eines Nachts waren Taddeo und Raniero in einer Weinschenke. Taddeo hatte einen grünen Mantel mit Zobelfutter und ein violettes Wams an. Raniero verlockte ihn nun, so viel Wein zu trinken, daß er einschlief, dann nahm er ihm seinen Mantel ab und hängte ihn einer Vogelscheuche um, die in einem Kohlbeet stand.

Als Francesca dies erfuhr, grollte sie Raniero wieder. Und zu gleicher Zeit sah sie das große Stück Goldstoff vor sich, das ihre Liebe war, und sie vermeinte zu sehen, wie es kleiner wurde, weil Raniero Stück für Stück abschnitt.

Darnach wurde es zwischen ihnen wieder für eine Zeit gut, aber Francesca war nicht mehr so glücklich wie zuvor, weil sie immer erwartete, Raniero würde eine Tat begehen, die ihrer Liebe schaden könnte.

Das ließ auch nicht lange auf sich warten, denn Raniero konnte sich nicht lange ruhig verhalten. Er wollte, daß die Menschen immer von ihm sprächen und seinen Mut und seine Unerschrockenheit rühmten.

An der Domkirche, die damals in Florenz stand und die viel kleiner war als die jetzige, hing hoch oben auf dem einen Turm ein großer, schwerer Schild; der war von einem der Vorfahren Francescas dort aufgehängt worden. Es soll der schwerste Schild gewesen sein, den ein Mann in Florenz zu tragen vermochte, und das ganze Geschlecht der Uberti war stolz darauf, daß einer von den ihren es vermocht hatte, den Turm zu erklettern und ihn dort aufzuhängen.

Aber nun klomm Raniero eines Tages zu dem Schilde hinauf, hängte ihn sich auf den Rücken und kam damit herunter.

Als Francesca dies vernahm, sprach sie zum ersten Male mit Raniero darüber, was sie quälte, und bat ihn, er solle nicht versuchen, solchermaßen den Stamm zu demütigen, dem sie angehörte. Raniero, der erwartet hatte, daß sie ihn ob seiner Heldentat rühmen würde, wurde sehr zornig. Er sagte, er merke schon lange, daß sie sich seiner Erfolge nicht freue, sondern nur an ihr eignes Geschlecht denke. — „Ich denke an etwas anderes", sagte Francesca, „das ist meine Liebe. Ich weiß nicht, wie es ihr ergehen soll, wenn du so fortfährst."

Von da ab wechselten sie oftmals böse Worte, denn es zeigte sich, daß Raniero fast immer gerade das tat, was Francesca am wenigsten ertragen konnte.

Es gab in Ranieros Werkstatt einen Gesellen, der klein und hinkend war. Dieser Bursche hatte Francesca geliebt, bevor sie sich verheiratete, und er fuhr auch nach ihrer Heirat fort, sie zu lieben. Raniero, der darum wußte, ließ es sich angelegen sein, ihn zu hänseln, zumal wenn sie bei Tische saßen. Es kam schließlich dazu, daß sich dieser Mann, der es nicht ertragen konnte, in Francescas Gegenwart zum Gespött gemacht zu werden, einmal auf Raniero stürzte und mit ihm kämpfen wollte. Aber Raniero hohnlachte nur und stieß ihn beiseite. Da wollte der Arme nicht länger leben, sondern ging hin und erhängte sich.

Als dies geschah, waren Raniero und Francesca ungefähr ein Jahr verheiratet. Francesca däuchte es noch immer, daß sie ihre Liebe als ein schimmerndes Stück Stoff vor sich sah, aber auf allen Seiten waren große Stücke weggeschnitten, so daß es kaum halb so groß war, als es anfangs gewesen war.

Sie erschrak sehr, als sie dies sah, und dachte: Bleibe ich noch ein Jahr bei Raniero, so wird er meine Liebe zerstört haben. Ich werde ebenso arm sein, wie ich bisher reich gewesen bin.

Da entschloß sie sich, Ranieros Haus zu verlassen und zu ihrem Vater zu gehen und bei ihm zu leben. Auf daß nicht einmal der Tag käme, an dem sie Raniero ebensosehr haßte, wie sie ihn jetzt liebte!

Jacopo degli Uberti saß an seinem Webstuhl, und alle seine Gesellen arbeiteten um ihn her, als er sie kommen sah. Er sagte, nun sei das eingetroffen, was er schon lange erwartet hätte, und hieß sie willkommen. Er ließ seine Leute sogleich die Arbeit unterbrechen und befahl ihnen, sich zu bewaffnen und das Haus zu verschließen.

Dann begab sich Jacopo zu Raniero. Er traf ihn in der Werkstatt. „Meine Tochter ist heute zu mir zurückgekehrt und hat mich gebeten, wieder unter meinem Dache leben zu dürfen", sagte er zu seinem Eidam. „Und jetzt erwarte ich, daß du sie nicht zwingst, zu dir zurückzukehren, getreu dem Versprechen, das du mir gegeben hast."

Raniero schien das nicht sehr ernst zu nehmen, sondern antwortete gleichmütig: „Auch wenn ich dir kein Versprechen gegeben hätte, würde ich nicht verlangen, eine Frau zurückzubekommen, die mir nicht angehören will."

Er wußte, wie sehr Francesca ihn liebte, und sagte zu sich selbst: Ehe der Abend anbricht, ist sie wieder bei mir.

Sie ließ sich jedoch weder an diesem Tage noch am folgenden blicken.

Am dritten Tage zog Raniero aus und verfolgte ein paar Räuber, die die florentinischen Kaufleute seit lange beunruhigt hatten. Es gelang ihm, sie zu überwinden, und er brachte sie als Gefangene nach Florenz.

Ein paar Tage verhielt er sich still, bis er gewiß sein konnte, daß diese Heldentat in der ganzen Stadt bekannt wäre. Es kam aber nicht so, wie er erwartet hatte und auch dies führte Francesca nicht zu ihm zurück.

Raniero hätte nun die größte Lust gehabt, sie durch Gesetz und Recht zu zwingen, zu ihm zurückzukehren, aber er glaubte, daß er dies seines Versprechens wegen nicht tun könne. Es däuchte ihn aber unmöglich, in derselben Stadt mit einer Frau zu leben, die ihn verlassen hatte, und er zog von Florenz fort.

Er wurde zuerst Söldner, und gar bald machte er sich zum Anführer einer Freischar. Er war immer im Kriege und diente vielen Herren.

Er gewann viel Ehre als Krieger, wie er von jeher vorausgesagt hatte. Er wurde vom Kaiser zum Ritter geschlagen und wurde zu den mächtigen Männern gezählt.

Bevor er Florenz verließ, hatte er vor einem heiligen Madonnenbild in der Domkirche das Gelöbnis abgelegt, der heiligen Jungfrau das Beste und Vornehmste zu schenken, was er in jedem Kampf erbeuten würde. Vor diesem Bilde sah man immer kostbare Gaben, die von Raniero gespendet waren.

Raniero wußte also, daß alle seine Heldentaten in seiner Geburtsstadt bekannt waren. Er wunderte sich sehr, daß Francesca degli Uberti nicht zu ihm zurückkam, obgleich sie alle seine Erfolge kannte.

Um diese Zeit wurde zu einem Kreuzzug zur Befreiung des Heiligen Grabes gepredigt, und Raniero nahm das Kreuz und zog ins Morgenland. Denn einmal erwartete er, daß er dort Schlösser und Land gewinnen würde, um darüber zu regieren, und dann dachte er, daß er dadurch in die Lage käme, so glänzende Heldentaten zu vollbringen, daß sein Weib ihn wieder lieb gewänne und zu ihm zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Von **Karl Heinig.**

Es laufen so viele Menschen durch das Leben, die nur leben, weil sie leben: laufen am Leben vorüber.

*

Nur wer sich selbst versteht, versteht beim Wandern den andern, der neben ihm geht.

Der Kampf um den goldenen Skalp.

Von **Hans Felix Rocholl.**

Wenn jemand in den Vereinigten Staaten von den Indianern viel Leid erfahren hat, so ist dies Joseph H. Potter, einer der reichsten Leute im Staate Kansas. Schon in früher Jugend erlebte er ein unangenehmes Abenteuer mit den Rothäuten. Ein Viehtransport in Nebraska, bei dem er sich befand, wurde von Sioux überfallen, die seine Begleiter niedermachten, ihn selbst aber vor ihren Häuptling, den berühmten Sitting Bull, schleppten. Potter sah schon seinen Skalp in größter Gefahr, doch hatte er Glück. Der Häuptling fand Gefallen an dem zwölfjährigen Jungen und behielt ihn. Zwei Jahre lang spielte Potter den Kammerdiener des roten Mannes, dann sandte dieser ihn nach Omaha in die Freiheit zurück.

Man sollte glauben, daß Potter nach dieser Erfahrung von den Indianern genug gehabt hätte. Dem war aber nicht so. Allerdings vergingen mehrere Jahrzehnte, in deren Verlauf der frühere Kammerdiener Sitting Bulls es zu einem der größten Grundbesitzer in Kansas und zum vielfachen Millionär brachte. Dann aber ließ er sich wieder mit einer Rothaut ein, die jetzt bemüht ist, dem „Bleichgesicht", wenn auch nicht seine Kopfhaut, so doch seinen finanziellen Skalp, seine Millionen, zu nehmen. Und diese sind Mr. Potter fast so viel wert wie sein natürlicher Kopfschmuck.

Sein Feind ist diesmal nicht ein alter, krummbeiniger, kupferfarbener Krieger, sondern eine „Squaw", eine Vollblutindianerin vom Stamme der Tscherokesen, die den unglücklichen Potter auf zehn Millionen Dollar verklagt hat.

Es war vor dreizehn Jahren, als der reiche Grundbesitzer für seine Ranch in Kansas eine Sekretärin und Buchhalterin suchte. Trotz seines Reichtums konnte er sich nur schwer vom Gelde trennen, und so wählte er auf Grund der einlaufenden Bewerbungsschreiben ein Fräulein Leona Mae Byers, vor allem deswegen, weil diese die niedrigsten Gehaltsansprüche stellte. Daß Leona eine Vollblutindianerin war, störte Potter nicht, zumal sie eine höhere Schule für Indianer mit Erfolg besucht hatte.

Leona, einem bildschönen, anscheinend etwas schüchternen Mädchen, anfangs der Zwanziger, fiel die Arbeit leicht; so blieb ihr Zeit genug, auf der ausgedehnten Ranch herum zu reiten. Ihr Brotherr, ungeachtet seiner 66 Jahre noch sehr rüstig, war ihr ständiger Begleiter und nahm bald ein mehr als väterliches Interesse an der hübschen Indianerin. Das vertrauliche Verhältnis der beiden wurde rasch allgemein bekannt, und Leona hieß nur noch „old Joe's squaw".

So vergingen fünf Jahre, als sich plötzlich eine grausige Tragödie ereignete. Mr. Potter hatte, wie jedermann außer Leona wußte, eine Frau, die in Wichita mit zwei Enkelkindern lebte; diese hörte von dem Verhältnis ihres Mannes mit seiner Sekretärin und nahm sich die Sache so zu Herzen, daß die unglückliche Frau eines Tages Karbolsäure mit Holzessig mischte und ihre beiden Enkel und sich selbst damit vergiftete. Die Tat erregte ungeheures Aufsehen weit über die Grenzen des Staates hinaus. Die Bemerkungen, die man über „Joe's squaw" machte, waren natürlich nicht die schmeichelhaftesten. Die Indianerin indessen zog aus der Sachlage die von ihrem Standpunkt aus einzig richtige Folgerung und verlangte, daß Potter, einem ihr längst gegebenen Versprechen gemäß, sie heiraten solle.

Dieser machte indessen nicht die geringsten Anstalten. Indianer sind bekanntlich geduldig und können warten, und so vergingen weitere sieben Jahre, ehe Fräulein Leona neue Schritte unternahm. Als ihr endlich aber doch der Geduldsfaden riß, und sie energisch wurde, setzte Old Joe sie kurzerhand an die Luft. Leona ging, nicht ohne sich einen recht ansehnlichen Scheck ausstellen zu lassen, der es ihr ermöglichte, sich in dem benachbarten Beaumont ein Hotel zu kaufen. Daneben führte sie im Einverständnis mit Potter dessen Bücher weiter, und alles schien in bester Ordnung.

Da erhielt der Millionär eines Tages ein Briefchen von seiner Sekretärin mit den poetischen Worten: „Auch in der Ferne bist Du für mich noch ganz der Alte!" Potter war nahezu 76, fühlte sich aber noch jung genug, hierin eine Liebeserklärung der Indianerin zu sehen. Eines Abends machte er sich, mit einigen Pfund Süßigkeiten versehen, zu einem Schäferstündchen, wie er glaubte, zu ihr auf den Weg. Doch er hatte sich schwer getäuscht. Die Tscherokesin war durchaus nicht romantisch aufgelegt, sie setzte vielmehr dem Verliebten mit dürren Worten auseinander, daß sie nur habe sagen wollen, er sei noch genau so knickerig wie früher, da er einige Rechnungen nicht, wie sie erwartete, für sie bezahlt hatte.

Die Enttäuschung war grausam. Potter bekam einen Tobsuchtsanfall und schlug in seiner Wut alles kurz und klein, mit dem Erfolge, daß Leona den Spieß umkehrte und ihren allzu stürmischen Verehrer nun ihrerseits an die Luft setzte. Sie erklärte, sie betrachte sein Benehmen als „grausame und unwürdige Behandlung" und würde daher gegen ihn die — Scheidungsklage einreichen.

Potter fiel aus allen Wolken. Scheidung — wo er gar nicht einmal verheiratet war! Er hielt seiner früheren Sekretärin vor, daß sie ihm jahrelang Vorwürfe gemacht habe, weil er sie nicht heiratete, da könne sie sich doch jetzt nicht von ihm scheiden lassen. Doch diese fühlte sich der Lage gewachsen. Sie erklärte dem Verblüfften, daß zwar eine kirchliche Trauung, wie sie gewünscht hätte, nicht stattgefunden habe, daß sie sich aber seit dem Selbstmorde der ersten Frau Potter stets als seine Frau betrachtet habe.

Ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen einzulassen, kehrte der unverheiratete Ehemann nach der heimatlichen Ranch zurück, wo binnen kurzem in der Tat die Scheidungsklage einlief. Gleichzeitig wurde ein Anspruch auf die Hälfte des Potterschen Vermögens, mindestens aber zehn Millionen Dollar, geltend gemacht. In Amerika, sagte sich Potter, ist alles möglich. Warum also nicht auch die Scheidung von einer Frau, die gar nicht seine Frau war, die aber fatalerweise das mehrfach gegebene Eheversprechen als furchtbare Waffe in Händen hielt. Er sicherte sich also die Dienste des tüchtigsten Advokaten im Staate, um dem Ausgang des Rechtsstreits einigermaßen mit Ruhe entgegen sehen zu können. Allerdings, ob er verliert oder gewinnt, Haare wird er lassen müssen. Doch das kommt davon, wenn man sich zu sehr mit Indianern einläßt.

Lustige Rundschau



* **Plötzlich.** Er: Fr... Fr... Fräulein, ich m... m... muß Ihnen ein Ge... stä... ständnis m... m... machen, ich l... l... liebe Sie". — Sie (errötend): „Ach, Herr Stotterbeck, das kommt so plötzlich."

*

* **Letzte Neuheit.** Hier die letzte Neuheit, gnädige Frau, eine Handtasche aus Chamäleonhaut. Sie färbt sich jedem Kleid entsprechend."

*

* **Zwischen den Rassen.** „Mein neuer Untermieter ist ein Philatelist." — „So? Ich dachte immer, er wäre ein Sachse."

Rätsel-Ecke





Wer kann das lesen?

Theinudtsnnakneknisreba
Nellaftsetnnokudklovsehcstued
Thcirblepmettiehierfrediennaryt
Nellahnengnuwzebnednitztejhcuannew
Tzsternettekeidtsniegithcämllaeid
Dnegutehcstuedhcontbigseaj.

Keiner wird sich zu helfen wissen! Die Zeilen sind nämlich auf den Kopf gestellt, und der Anfangsbuchstabe dieses Gedichtes von Theodor Körner steht hier an letzter Stelle. Wie lautet das Gedicht?

*

Viereck-Rätsel.

Meeresbucht, Rosenkultur, Schornstein, Hammelkeule, Sonnenblume, Farrenkraut, Weinflasche, Sonnenlicht, Wolkenbruch, Meilenstein, Boehmerland.

Diese Wörter sind in ein Viereck von 11×11 Feldern so untereinander zu bringen, daß von links oben nach rechts unten eine schräge Linie entsteht, welches eines der genannten Wörter nennt.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 249.

(Ums t an d s W o r t.)
= **Umstandswort.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.